

**Alle gleich – alle eins!
oder: Identität durch Differenz?**

Wer nicht übersehen werden will, muss auffallen. Wer nicht verwechselt werden will, muss sich unterscheiden. Wer zweifelsfrei identifiziert werden möchte, muss sich durch besonders auffällige Unterschiede auszeichnen. Das gilt für Personen ebenso wie für Organisationen und Institutionen. „Macht Unterschiede! Unterscheidet Euch!“ - dies scheint das Gebot der Stunde zu sein. „Setzt deutliche und unübersehbare Zeichen Eurer Verschiedenheit von Anderen! Denn das kommt Eurer Identität zugute!“ Es ist höchste Zeit, dass Christen wieder als Christen wahrnehmbar werden. Es ist höchste Zeit, dass soziale Einrichtungen und Schulen in kirchlicher Trägerschaft zeigen, wodurch sie sich auszeichnen. Sie verdienen dann die Note „ausgezeichnet“, wenn sie unübersehbare Zeichen ihres Andersseins setzen. Denn mit zwei Problemen hat das Christliche und das Katholische derzeit am meisten zu kämpfen: mit seiner Wahrnehmbarkeit und mit seiner Identifizierbarkeit.

Seit etlichen Jahren wird in der Kirche mit dem Imperativ der Unverwechselbarkeit operiert. An der Kirchenbasis wie an der Spitze der Hierarchie gewinnt die Überzeugung Anhänger: Nach einer Zeit des Relativierens von Unterschieden muss endlich das Relativieren relativiert werden. Man muss sich nicht wundern, wenn das soziale Umfeld mit Gleichgültigkeit reagiert, wenn man selbst nicht den Eindruck bekämpft, alles sei heute in moralischen oder religiösen Angelegenheiten gleich gültig. Es reicht nicht aus, zu einer Klasse im Ethikunterricht zu sagen: Es ist egal, was Ihr macht, wenn Ihr es nur reinen Herzens und guten Gewissens tut! Eine solche Gleichung geht nicht auf. Vor allem aber zahlt sie sich nicht aus. Sie fördert Gleichgültigkeit und Indifferenz. Und sie macht das genuin Christliche in religiösen und moralischen Belangen austauschbar, ersetzbar, verwechselbar. Wer das verhindern will, muss im selben Atemzug von Identität und Differenz reden und sich beides stark machen.

In vielen kirchlichen Führungsetagen haben sich Unternehmensberater ihr Geld verdient mit der dazu passenden Strategieempfehlung: Es ist angezeigt, die Identität des

Katholischen durch die Markierung von Unterschieden zu sichern. Denn die Erfahrung zeigt: Im Kontext eines sozialen, moralischen und religiösen Pluralismus, in einer Situation des Wettbewerbs um Aufmerksamkeit, kann man sich nur über die Wahrung von Unterschieden behaupten. Christen müssen die grassierende Gleichgültigkeit gegenüber dem Reden von Gott, gegenüber der Botschaft des Evangeliums dadurch bekämpfen, dass sie wieder verhaltensauffällig werden. Und am ehesten fällt man dadurch auf, dass man anders ist – und das auch zeigt. Und zwar ausnahmslos – sowohl gegenüber einer säkularen Öffentlichkeit als auch gegenüber anderen Konfessionen und Religionen: Ökumene? Ja, aber bitte ohne Verlust konfessioneller Profile! Dialog der Religionen? Ja, aber bitte ohne Verzicht auf das „unterscheidend“ Christliche! Soziales Engagement? Ja sicher, aber macht auch deutlich, wofür Ihr allein und keiner sonst steht – nur so gewinnt Ihr Konturen!

Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit sichern. Dem ist auf den ersten Blick nur schwer zu widersprechen. In der Regel ist es unumgänglich, um der Identifikation zweier Größen willen einen Unterschied zwischen ihnen auszumachen. Erst danach kommen Gemeinsamkeiten zur Sprache. Es macht jedoch auf Dauer einen Unterschied, ob man bei einer Verhältnisbestimmung, die der Identifizierung dienen soll, mit einer Beziehung beider Größen beginnt oder ob die Benennung einer Verschiedenheit am Anfang steht. Ist es entscheidend christlich, das Verhältnis zu anderen über Unterschiede zu definieren? Ist das Unterscheiden überhaupt geeignet, treffsicher das Entscheidende zu erfassen? Um es an einem trivialen Beispiel zu erläutern: Wenn sich Katholiken von Protestanten durch Rosenkranz, Aschekreuz, Maialtar, Weihwasser und die Feier von Namenstagen *unterscheiden*, so *entscheidet* sich daran gleichwohl nicht, was es heißt katholisch zu sein.

Ich will nicht nur die *Leitfrage* der folgenden Überlegungen herausstellen, sondern gleich auch mit meiner *Leitthese* bekannt machen: Entscheidend für katholische Christen ist nicht, dass sie den Unterschied zu anderen Akteuren, Gemeinschaften und Religionen in unserer Gesellschaft herausstellen. Entscheidend christlich ist es, für das einzustehen, was alle Menschen verbindet, was sie eint und einander gleich macht. Das ist zugleich das Katholische am Christentum. Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus

ist, macht das, was heute alle tun, um sich zu profilieren. Und wer das macht, was alle anderen auch tun, hat schon aufgehört sich von allen anderen zu unterscheiden. Wenn sich alle auf dieselbe Weise unterscheiden, sind sie alle auf dieselbe Weise anders – und damit einander fast schon zum Verwechseln ähnlich.

Um diese Leitthese plausibel zu machen, sind mehrere Anläufe notwendig. Den Einstieg machen Beobachtungen zur prekären Logik des Unterscheidens (I.) und zur Anfälligkeit dieser Logik für ihren ideologischen Missbrauch (II.). Danach wird versucht, das entscheidend Christliche (und Katholische) vom unterscheidend Christlichen zu unterscheiden und mit dem Säkularen in Beziehung setzen (III.): Wie stilisiert man das entscheidend Katholische am besten – *im* Säkularen oder *gegenüber* dem Säkularen? Wie kann man den Unterschied zwischen Kirche und Welt so stilisieren, dass es beiden Größen „gut tut“? Dient in diesem Kontext die Forderung nach einer „Entweltlichung“ der Kirche der Sicherung ihrer Identität? Steht sie für einen wohltuenden Unterschied von Kirche und Welt?¹

I. Vom »Satz der Identität« - oder: Die verfängliche Logik des Unterscheidens

Wer Philosophie studiert, muss einen Kurs in Fach ‚Logik‘ absolvieren und kommt dabei nicht an einer Beschäftigung mit den Grundprinzipien und Elementarsätzen logischen Denkens vorbei. Zu diesen Grundsätzen, mit denen man anfangen muss, um im Denken voranzukommen, wird der „Satz der Identität“ gezählt, von dem es gleichwohl zwei unterschiedliche Varianten gibt:²

- Ein Gegenstand A ist genau dann mit sich identisch, wenn er über die Zeit hinweg konstant dieselben für sein Dasein und Selbstsein, d.h. Was- und So-sein wesentlichen Eigenschaften aufweist, und daran als er selbst „wiedererkannt“ werden kann.
- Ein Gegenstand A ist genau dann mit einem Gegenstand B identisch, wenn sich zwischen A und B kein Unterschied finden lässt, d.h. wenn alle Eigenschaften, die A zukommen, auch B zukommen und umgekehrt.

¹ Zum Ganzen siehe auch *H.-J. Höhn*, *Fremde Heimat Kirche. Glauben in der Welt von heute*, Freiburg/Basel/Wien 2012; *Ders.*, *Selbtsakralisierung? Kirche zwischen Modernitätskritik und Modernitätsverweigerung*, in: O. Wiertz (Hg.), *Katholische Kirche und Moderne*, Münster 2015, 111-140.

² Vgl. K. Gloy, *Art. Identität, I*, Philosophisch, in: TRE XVI, 25-28.

Wendet man die letzte Version im Alltag an, kommt man mit dem „Satz der Identität“ nicht weit, wenn man mit ihm etwas identifizieren soll. Er taugt bestenfalls zur Definition und Identifikation eineiiger Zwillinge. Alles andere in unserer Welt braucht zu seiner Identifikation die Unterscheidung. Nur wenn A nicht in allen Eigenschaften - etwa hinsichtlich seiner Größe - mit B übereinstimmt ist A als A identifizierbar.

Wer Unterscheidungen vornimmt, lässt sich allerdings auf eine heikle Praxis ein. Denn jede Feststellung von Unterschieden zieht weitere Unterscheidungen nach sich. Wer zwischen „groß“ und „klein“ unterscheidet, darf dabei nicht Halt machen. Es folgt sogleich die Fortsetzung, die Unterscheidungen steigert: „größer“ und „kleiner“ – „am größten“ und „am kleinsten“. Es gibt nicht nur Große und Kleine, sondern auch die größeren Großen und die kleineren Kleinen, die ganz Großen und die ganz Kleinen. Hier wird nicht nur unterschieden, sondern auch sortiert und bewertet.

Wer mit Unterschieden beginnt und daran die eigene Identität fest macht, tut sich außerdem bald schwer, Gemeinsamkeiten mit anderen zu entdecken. Man kann immer nur angeben, was die anderen nicht sind, d.h. nicht so groß, nicht so begütert, nicht so angesehen wie man selbst. Zweifellos darf man in komplexen Gesellschaften Unterschiede nicht einfach übergehen. Sie können durchaus identitätsstiftend sein. Denn an ihnen lassen sich Selbstsein und Eigensein festmachen. Originalität und Freiheit eines Menschen haben mit seiner wohltuenden Verschiedenheit von Anderen zu tun. („Gott sei Dank bin ich nicht du – und auch nicht so wie du!“)

Das heißt aber nicht, dass Unterschiede primär wohltuend und stets identitätsstiftend sind. Es kommt zunächst darauf an, wer sie vornimmt. Im Vorteil sind dabei Personen und Gruppen, welche die Definitionshoheit haben. Prekär wird es für jene, die sich von anderen sagen lassen müssen, worin sie ihnen nicht gleich sind und warum sie mit ihnen nicht gleichauf sein können. Wer nicht das ist (oder sein soll/darf), was die anderen auch sind, kann darin einen Grund sehen, dass ihm/ihr Gleichstellung und Gleichberechtigung vorenthalten werden. Die Alltagserfahrung zeigt: Eine Betonung von Unterschieden zieht oft Unterscheidungen nach sich, die zu Asymmetrien führt. Asymmetrische Freiheit aber ist aufgehobene Freiheit.

Dass auch zwischen freien Menschen erhebliche Unterschiede bestehen, wird niemand bestreiten. Aber es kommt darauf an, diese Unterschiede an die richtige Stelle zu setzen. Falsch platziert, ziehen sie fatale Unterscheidungen nach sich. Denn zur Logik des Unterscheidens gehört das Abtrennen und Sich-Absetzen. Das Verschiedene und Andere ist dabei dasjenige, was der/die Andere mit dem Eigenen nicht teilt und damit nicht gemein hat. „Du bist nicht wie ich. Dir fehlt etwas, um so zu sein wie ich!“ - Wer diese Logik extrem ausreizt, will allen nicht in allem gleichen, sondern gegenüber allen in allem anders sein.

Für das Anderssein braucht es Unterschiede. Gefragt sind Unterschiede, die Bestreitungen mit Vorzügen paaren: „Ich stehe besser da, weil ich anders da stehe. Um besser dastehen zu können, muss ich auf Unterschiede hinweisen, durch die du schlechter dastehst!“ - Wer derart mit Unterschieden hantiert, arbeitet jenen zu, die daraus Exklusionen und Diskriminierungen machen. Wer in und durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, verfängt sich sehr bald in den Fallstricken einer Ideologie. Denn Ideologien bestehen zum großen Teil aus der Absicht, ihre Anhänger durch Diskriminierungen, d.h. durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen, besser dastehen zu lassen.

II. Ideologiefallen:

Über diskriminierende und wohltuende Unterschiede

In unseren Tagen geht es auf verschiedenen gesellschaftlichen Feldern um einen Umgang mit Differenzen, an denen sowohl die eigene Identität als auch die Identität des Anderen festgemacht wird. Betrachtet man die Situation von Flüchtlingen und Asylanten, kann derselbe Unterschied in unterschiedlichen Kontexten lebensgefährlich und lebensrettend sein. Religiöse Unterschiede die im Herkunftsland primär identitätsstiftend, aber lebensbedrohlich waren, erweisen sich zwar als lebensrettend bei der Einreise nach Deutschland, müssen aber dort sogleich als sekundär, bzw. im Sinne der Gleichbehandlung aller Menschen als irrelevant erlebt werden. Die Einsicht, dass in der Logik des Unterscheidens die Versuchung zur Diskriminierung steckt, hat in der Moderne zur Ausbildung eines Ethos der Gleichheit aller Menschen geführt. Dessen Geltung müssen alle

Menschen ebenso im Blick haben wie individuelle Grund- und Freiheitsrechte. Unter dieser Rücksicht ist es sogar möglich, dass die fortwährende Anerkennung des Verschiedenseins als identitätswahrende Maßnahme gegenüber Flüchtlingen auf Dauer ein Instrument sein kann, dass ihre Integration in die sie aufnehmende Gesellschaft verhindert.

Wie lassen sich kontraproduktive Effekte einer identitätssensiblen Integrationspolitik verhindern? Ist es möglich, an identitätsbestimmenden Unterschieden festzuhalten und zugleich Merkmale von Gleichheit und Gemeinsamkeit herauszustellen? Wie lassen sich diskriminierende von identitätsförderlichen Unterscheidungen unterscheiden? Ist das Umgehen der Ideologiefalle nur möglich um den Preis der Gleichmacherei, d.h. der unterschiedslosen Einebnung aller Unterschiede? Sind dann alle Menschen gleich, wenn alles ignoriert oder subtrahiert wird, was sie voneinander unterscheidet? Wann wird Gleichbehandlung ungerecht?³

1. „Wir sind das Volk“? – oder: Identität durch Exklusion

In den letzten Jahren haben populistische Bewegungen enormen Zulauf verzeichnen können.⁴ Ebenso beträchtlich wie besorgniserregend ist ihr Zuwachs am rechten Rand des politischen Spektrums. Eine solche „Randerscheinung“ stellt eine Gruppierung dar, die sich die Wahrung von sozialer und kultureller Identität auf die Fahne geschrieben hat. Nein – es geht nicht um Pegida. Seit etwa 10 Jahren macht in Frankreich, seit 2014 in Österreich und Deutschland die sog. „Identitäre Bewegung“ von sich reden, deren rechtsextreme Gesinnung unverhohlen auf ihrer Homepage (<http://www.identitaerebewegung.de>) propagiert wird. Ihre Mitglieder verstehen sich als „patriotische Kraft, die sich aktiv und erfolgreich für Heimat, Freiheit und Tradition einsetzt. Ihr geht es darum, die lokalen, regionalen, nationalen und europäischen Identitäten, Kulturen und Traditionen zu erhalten und gegen die seit Jahren stattfindende Masseneinwanderung und Islamisierung sowie den moralischen Verfall unserer Demokratie und unserer Gesellschaft

³ Vgl. hierzu auch *St. Mau* u.a. (Hg.), (Un-)Gerechte (Un-)Gleichheiten, Berlin 2015.

⁴ Vgl. u.a. *A. Zick/K. Küpper*, Wut, Verachtung, Abwertung. Rechtspopulismus in Deutschland, Berlin 2016.

zu kämpfen. In klarer Abgrenzung zur und Überwindung der Alten Rechten (Nationalisten, Rassisten, Neonazis etc.) stützt sich die IB dabei auf das Konzept des Ethnopluralismus: Die Anerkennung und Achtung einer jeden Ethnie und Kultur und ihrer Souveränität auf ihrem geschichtlich gewachsenen Gebiet. Dies gilt für uns für die Völker und Stämme in Asien oder im Amazonasgebiet ebenso wie für die Völker Afrikas oder Europas. Wir lehnen den westlich-liberalen Universalismus mit seiner Globalisierung genau so ab, wie andere religiöse oder politische Utopien, die dem Rest der Welt (notfalls mit Gewalt) ihr Lebenskonzept aufzwingen und so aus Profitgier oder falsch verstandener Moral ethnokulturelle Traditionslinien zerstören. Unsere Forderungen sind so einfach wie naheliegend: Wir fordern, dass die eigentliche Vielfalt der Welt, nämlich die der Völker und Kulturen erhalten bleibt. Aus diesem Grund lehnen wir die derzeit nach Europa hin stattfindende Masseneinwanderung entschieden ab. Als Symptom dieser Masseneinwanderung sehen wir uns momentan in wachsendem Ausmaß nicht nur von unseren Eliten sondern auch von einer zunehmenden Gewaltbereitschaft radikaler Muslime bedroht.“ (Quelle: <http://www.identitaere-bewegung.de/idee-tat/>).

Die abstrusen politischen Thesen und Aktionen der „Identitären“ beschäftigen inzwischen den Verfassungsschutz. Was ihr Aufkommen begünstigt und woher sie ihre Sympathisanten rekrutieren, ist zum Gegenstand soziologischer und politologischer Studien geworden.⁵ Für Ideologiekritiker ist nicht zuletzt das hier vertretene Konzept von „Identität“ und „Identitätsbewahrung“ aufschlussreich: Identität wird vererbt, nicht erworben. Identität steht für eine Besonderheit; sie ist nicht aus dem Allgemeinen und Verallgemeinerbaren ableitbar. Identität ist abrufbar aus lokalen, regionalen und europäischen Traditionen, die zueinander im Verhältnis konzentrischer Kreise stehen. Gegen eine von außen kommende Störung dieser Kreise sind Abwehrmaßnahmen zu ergreifen. Den Rahmen einer Identität bilden die Koordinaten Volk, Raum, Geschichte. Was aus diesem Rahmen fällt, kann nicht Kriterium für Zugehörigkeit sein. Kurzum: Identität gründet in Grenzziehungen. Sie bedarf des Schutzes ihrer Außengrenzen. Die Identität der Anderen ergibt sich aus Abgrenzungen. Was deren Identität ausmacht, ergibt sich

⁵ Vgl. u.a. B. *Hafeneger*, *Die Identitären – Vorübergehendes Phänomen oder neue Bewegung?*, Berlin 2014.

aus dem, was sie im Bezug auf mein Eigen- und Selbstsein nicht aufzuweisen haben. Identität meint einen „Selbstbezug“, der allenfalls eines ‚exklusiven‘ Außenbezuges bedarf. Identität kann bedroht sein - von außen durch Aggression und Überfremdung, aber auch von innen, wenn von innen Tür und Tor geöffnet werden für das Fremde und die Fremden.

Hier manifestiert sich ein vor-modernes Identitätskonzept: Identität ist eine Vorgabe, etwas Vorgegebenes, das überliefert und übernommen wird. Identität ist Ausdruck eines Herkommens und Abstammens. Identitätsvergewisserung, und -sicherung orientieren sich an dem Indisponiblen dieser Vorgaben. Kern jeder Identität muss etwas sein, das für ein Individuum nicht zur Disposition steht und von einem Kollektiv nicht zur Disposition gestellt wird.

2. Kein wer ohne ein was? –oder: Über sex und gender

Auf einem ganz anderen Feld politischer und gesellschaftlicher Kontroversen spielt die Berufung auf indisponible identitätsstiftende Merkmale ebenfalls eine bedeutende Rolle. Es geht um die *Gender-Debatte*, genauer: um die Tragweite der Unterscheidung von „sex“ und „gender“. Hier lautet die Grundthese: Kein „wer“ ohne ein „was“! Bevor ich „jemand“ bin, muss ich „etwas“ sein – und dieses „etwas“ steht nicht zur Disposition. Bevor ich einen Namen erhielt, mussten meine Eltern sicher sein, was ich bin: ein Junge oder ein Mädchen. Diese Alternative ist alternativlos. Man kann nur eins von beiden sein und dabei bleibt es auch – ein Leben lang.

Die Gender-Debatte hat in jüngster Zeit – nicht zuletzt in kirchlichen Kreisen – hysterische Züge angenommen.⁶ Im Hintergrund steht eine Unterscheidung, die eigentlich ebenso unspektakulär wie unbestreitbar ist: Das ist zum einen die genetische Grundausstattung des Menschen, die auch sein biologisches Geschlecht bestimmt. Und da ist zum anderen das sozio-kulturelle Verhältnis zum biologischen Geschlecht, d.h. der Komplex von Deutungen und Umgangsformen mit menschlicher Sexualität bis hin zu geschichtlich entstandenen und gesellschaftlich geprägten Geschlechterrollen. Die Tatsache, dass

⁶ Vgl. S. Hark/P.-I. Villa (Hg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*, Bielefeld 2015.

es ein genetisch bestimmtes biologisches Geschlecht des Menschen gibt, steht hierbei ebensowenig zur Disposition wie die Tatsache, dass es eine sozio-kulturelle Einbettung und Überformung des biologischen Geschlechtes gibt. Unstrittig ist auch, dass es einen Unterschied zwischen sex und gender und eine Beziehung zwischen sex und gender gibt. Dieser Unterschied und diese Beziehung ist Gegenstand der *Gender Studies*. Sie rekonstruieren, wie und als was die Geschlechterdifferenz kontextspezifisch gedeutet wird, für wen sie in welcher Weise relevant wird und zu wessen Nutzen oder Nachteil diese kontextspezifischen Deutungen ausfallen.

Kritiker der Genderforschung befürchten, dass die zunächst wertneutrale Feststellung von Nutzen und Nachteilen keine wertneutralen Folgen hat, sondern zu normativen Forderungen führt, die am Ende auf eine Bestreitung der nicht zur Disposition stehenden Unterscheidung von sex und gender führen. Sie sehen damit bereits eine Ideologie am Werk, die nicht wahrhaben will, was wirklich ist, sondern verwirklichen will, was sie für wahr hält.⁷ Genau das erfolgt in ihren Augen mit der Ideologie des „Genderismus“. Der „Genderismus“ wird deswegen für gefährlich gehalten, weil er eine politische Agenda hat, deren Umsetzung angeblich schon weitfortgeschritten ist. Zu dieser Agenda gehört a) eine Strategie zur Relativierung der Heterosexualität als Normal- und Idealfall menschlicher Geschlechtlichkeit, b) eine Strategie zur Aufwertung homosexueller Lebensgemeinschaften bis hin zu adoptionsrechtlichen Reformen, c) eine Strategie zur Etablierung einer Sexualpädagogik der Vielfalt bzw. zu einem Diversity-Mainstreaming, das bereits bei Kindern im Alter von 8 Jahren beginnen soll und ihnen die gesamte Bandbreite sexueller Orientierung als gleichberechtigte und frei wählbare Ausdrucksweisen menschlichen Empfindens und Begehrens und seiner Erfüllung vorstellt.

Mir geht es jetzt nicht um die Berechtigung dieser Vorwürfe oder um deren Bestreitung. Mich interessiert vielmehr, wie bei den „Genderismus“-Kritikern das Thema „Identität durch Differenz“ vorkommt. Dass es Identität nicht ohne Differenz und Verschiedenheit gibt, scheint zunächst Verfechter und Verächter von Gender-Studies zu eintreten. Beide gehen davon aus, dass die Unterscheidung von Sex und Gender nicht kontin-

⁷ Vgl. exemplarisch M. Spieker, *Gender-Mainstreaming in Deutschland. Konsequenzen für Staat, Gesellschaft und Kirchen*, Paderborn 2016.

gent ist und daran nicht zu rütteln ist. Nicht zu rütteln ist auch daran, dass es im Bereich Sex mindestens 2 biologische Geschlechter und im Bereich Gender zahlreich als typisch männlich oder typisch weiblich deklassierte Eigenschafts-, Verhaltens- und Rollenmuster gibt. Auf beiden Seiten ist auch unstrittig, dass Diskriminierungen, die mit Verhaltens- und Rollenmustern verbunden sind, nicht hingenommen werden dürfen.

Allerdings operieren die „Anti-Genderisten“ auch mit der These, dass es identitätsstiftender Unterschiede gibt, deren kulturelle Relativierung ebenso wenig hinzunehmen ist. Sie berufen sich dabei auf eine Prämisse, die eingangs bereits erwähnt wurde: Wenn Identität identisch ist mit Unverwechselbarkeit, dann sind Besonderheiten und Alleinstellungsmerkmale zu ermitteln, d.h. Person A muss ich etwas zuschreiben oder zubilligen, was Person B nicht hat. Ignoriere ich solche besonderen Merkmale, werde ich einer Person nicht gerecht. Deswegen muss ich auch Unterschiede machen zwischen Hetero- und Homosexualität, da es sich hierbei jeweils um identitätsstiftende Merkmale handelt.

Die Kritiker der „Anti-Genderisten“ kontern mit dem Hinweis, dass gerade in der Logik des Unterscheidens die Gefahr der Diskriminierung und der Exklusion liegt: Person B unterscheidet sich von Person A dadurch, was sie nicht mit ihr teilt. Die Identität von Person B ist demnach eine Defizit-Identität, denn sie ist das Resultat einer Auflistungen von Fehlanzeigen: B ist, was sie nicht mit A gemein hat. Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten werden von vornherein ausgeblendet. Wenn aber Gemeinsamkeiten hinter Verschiedenheiten zurücktreten, treten Ungleichheiten hervor. Und in der Betonung von Ungleichheit liegt die Versuchung zur Diskriminierung. Darum lautet die Gegenposition: Wir können ein größtmögliches Maß an Gleichheit (und Gleichberechtigung) nur durch das weitestgehende Bestreiten und Beseitigen von Unterschieden herstellen. Diskriminierungen lassen sich nur vermeiden, wenn der Fluchtpunkt von Identitätsmarkern die Fixierung von Gemeinsamkeiten ist und wenn wir Identifizierungen bei diesen Gemeinsamkeiten ansetzen: Person A ist ein Mensch – und Person B ist auch (nur) ein Mensch!

Natürlich geben sich die „Anti-Genderisten“ an dieser Stelle noch nicht geschlagen. Sie machen darauf aufmerksam, dass die eben angewandte Gleichheits- und Gleichsetzungslogik gerade nicht ausreicht, um der individuellen Identität eines Menschen ge-

recht zu werden: Die Bestimmung, was ich mit anderen gemeinsam habe, führt nie zur Erkenntnis meiner Besonderheit, meiner Originalität, meiner Unverwechselbarkeit. Aber gerade darin liegt doch meine Identität! Größtmögliche Gerechtigkeit ist nicht allein durch den Abbau von Unterschieden, deren Tilgung oder Bestreitung zu erzielen. Man kann doch der Abwertung der Frau nicht durch die Leugnung ihres Verschiedenseins vom Mann entgegenwirken! Nein, der Unterschied zwischen Mann und Frau, der mit der Differenz ihres biologischen Geschlechtes gegeben ist, ist ein Unterschied, der weitere Unterscheidungen nach sich zieht und nach sich ziehen muss - auch auf dem Feld der Sexualpädagogik. Man wird den Schülerinnen und Schülern hier gerade nicht gerecht, wenn man biologische Unterschiede ignoriert. Denn sie haben Folgen für den kulturellen Umgang mit ihnen. Darum muss man auch bei der Deutung und Bewertung dieser Umgangsformen Unterschiede machen.

Ich trete an dieser Stelle wieder nicht in eine Diskussionsdiskussion ein. Für diskussionswürdig halte ich nämlich nur die Problemanzeige der „Anti-Genderisten“ – nicht aber ihre Beschwörung eines ideologischen „Gender-Wahns“, der nicht selten selbst wahnhaft und ideologische Züge annimmt. Die gleichwohl bedenkenswerte Problemanzeige verweist auf den prekären Zusammenhang von Gleichheit, Gerechtigkeit und Identität. In der Tat sind wir in vielen Bereichen des Lebens und der Gesellschaft auf die Wahrung von Unterschieden angewiesen. Werden sie ignoriert, treten Ungerechtigkeiten auf. So würde im Bereich des Sports niemand auf den Gedanken kommen, beim Judo, Boxen und Ringen die Aufteilung in Gewichtsklassen aufzugeben oder Männer gegen Frauen antreten zu lassen. Das wäre grob unfair. Allerdings überzeugt dieser Hinweis nur so lange, wie man unterschiedslos Unterschiede einebnet. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, zwischen diskriminierenden und identitätsstiftenden, zwischen unfairen und gerechtfertigten Unterscheidungen zu unterscheiden. Als passendes Lehrstück verweise ich auf ein Beispiel aus dem Sport:

Caster Semenya ist 25 Jahre alt, 1,78 Meter groß und wiegt 73 Kilo. Und seit dem 21.08.2016 ist sie Olympiasiegerin über 800 Meter der Frauen, 1,24 Sekunden nahm die Südafrikanerin ihrer ersten Verfolgerin ab. Jahresbestzeit, 1,55:28 Minuten. *Wer sie ist* - darüber ist sich die Sportwelt einig. Darüber, ob Caster Semenya eine Frau ist, wird seit

2009 diskutiert.⁸ Bei der Leichtathletik-WM in Berlin deklassiert Semenya die Konkurrenz und erreicht in 1:55,45 Minuten das Ziel des 800m-Laufes. Allerdings laufen Argwohn und Misstrauen längst mit. Denn bereits Caster Semenyas äußeres Erscheinungsbild lässt Fragen aufkommen: Statur, Muskulatur, Körperbehaarung – all das sieht nicht „typisch weiblich“ aus. Eine eigene Kommission, bestehend aus Gynäkologen, Internisten, Endokrinologen, Geschlechter-Experten und Psychologen wird eingesetzt, um die Frage ihrer „Geschlechtszugehörigkeit“ zu klären. In den Medien erzeugte diese Untersuchung eine ähnlich hohe Aufmerksamkeit wie ihre sportlichen Erfolge.⁹ Nach elf Monaten Untersuchung wird entschieden: Semenya darf die Goldmedaille aus Berlin behalten. Die genauen Ergebnisse des Geschlechtertests will die IAAF (International Association of Athletics Federations) aber bis heute nicht veröffentlichen. „Es ist klar, dass sie eine Frau ist, aber vielleicht nicht zu 100 Prozent“, erklärt Pierre Weiss, der damalige Generalsekretär der IAAF. Im Jahr 2011 werden Testosterontests eingeführt, die bestimmte Obergrenzen für die Zulassung zu Frauenwettbewerben vorsehen. Caster Semenya unterzieht sich einer Hormontherapie, um ihre überhöhten Werte auf das erlaubte Limit zu drücken. Im Jahr 2015 wird diese Regelung vom Internationalen Sportgerichtshof (CAS) gekippt, weil die IAAF nicht nachweisen kann, dass das Hormon Testosteron als Indikator ausreicht, um jemanden als Mann oder Frau zu klassifizieren (Standardwerte bei Frauen: 0,2-3 Nanomol pro Liter; Standardwerte bei Männern: 8-35 Nanomol pro Liter).

Caster Semenya gilt als „intersexuell“, d.h. sie kann nicht eindeutig dem männlichen oder dem weiblichen biologischen Geschlecht zugeordnet werden. Sie hat im Körper versteckte Hoden, aber weder Eierstöcke noch Gebärmutter. Auf ihrer Geburtsurkunde steht jedoch in der Rubrik „Geschlecht“ das Wort „weiblich“. Caster Semenya ist als Mädchen aufgewachsen und hat nach eigenem Bekunden nie etwas anderes sein wollen. Nach eigenem Empfinden steckt sie nicht in einem falschen Körper. „Gendermäßig“ ist ihr Fall klar: Sie ist eine Frau.

⁸ Vgl. S. *Montanola/A. Olivesi* (Hg.), *Gender Testing in Sport. Ethics, Cases and Controversies*, London/New York 2016.

⁹ Vgl. V. *Sana*, *Questioning Gender. The Representation of Race and Gender in Global and Local Print Media Responses of the Caster Semenya Saga*, Saarbrücken 2012.

Kommen wir zurück zur Frage nach Gleichheit, Fairness und Identität. Was ist in diesem Fall unfair? Ist es gegenüber ihren Konkurrentinnen unfair, Caster Semenya bei den Frauen mitlaufen zu lassen? Ist es gegenüber Caster Semenya unfair, sie bei den Frauen nicht starten zu lassen? Woran soll man bei diesen Fragen Maß nehmen – an Sex oder an Gender? Woran hängt Caster Semenyas Identität – an Sex oder an Gender. An welchen Unterschieden soll man sich orientieren, wenn es gerecht zugehen soll – etwa an unterschiedlichen Testosteronwerten. Sollten dann Männer mit niedrigen T-Werten bei den Frauen starten dürfen?

III. Das entscheidend Christliche: Was alle Menschen verbindet

Die zuletzt gestellten Fragen gehören zweifellos in das Feld einer Ethik des Sports entfernen. Sie stehen auf den ersten Blick in keinem Zusammenhang mit der Ausgangsfrage nach der Bestimmung und Behauptung der Identität von Christen in einem säkularen Umfeld. Dennoch besteht hier nicht die Gefahr, dass das eigentliche Thema verfehlt wird. Denn das Thema hinter dem eingangs genannten Thema ist die Frage, woran man Maß nehmen soll, um das typisch Christliche zu bestimmen. Nimmt man Maß an Unterschieden, dann führt dies zum „unterscheidend“ Christlichen. Aber hat man dann schon erfasst, was das „entscheidend“ Christliche ausmacht?

Eher steht man damit bereits mit einem Bein in der Ideologiefalle. Zur Erinnerung: Wer unterscheidet, muss auch ausscheiden. Wer sich abgrenzt, muss auch ausgrenzen. Was man für sich selbst beansprucht, muss man anderen absprechen. Allerdings trifft auch zu: Wer sich für alles öffnet, verliert seine Konturen, wird verwechselbar, löst Achselzucken aus. Wer sich wiederum nur auf sich selbst bezieht, um seine Identität zu wahren, wird am Ende beziehungsunfähig. Wer aber keine Unterschiede ausmachen kann, kann auch keine Besonderheit entdecken – weder bei sich selbst noch bei den anderen. Wer weder Unterschiede noch Gemeinsamkeiten erkennen kann bei sich selbst und bei anderen, wird weder sich selbst noch den Anderen gerecht. Es ist aber auch nicht fair, eine Gleichmacherei zu betreiben, wo es identitätsstiftende Unterschiede gilt.

Offensichtlich geraten wir in ein Dilemma: Entweder praktizieren wir die Logik des Unterscheidens und stolpern in die Ideologiefalle. Oder wir relativieren Unterschiede und können nicht mehr kenntlich machen, woran jemand zweifelsfrei erkennbar ist, d.h. wir haben ein Identifizierungsproblem.

Wenn es um die Bestimmung christlicher Identität geht, kann dieses Dilemma durchaus vermieden werden: Denn Christen sind am ehesten daran zu erkennen, dass sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifizieren, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Christen sind auch daran zu erkennen, dass sie dabei an einem Unterschied Maß nehmen. Es gibt in der Tat *einen* Unterschied, der sich als Orientierungspunkt für die Feststellung von Gemeinsamkeiten anbietet. Es gibt *einen* Unterschied, der nicht weitere Unterschiede nach sich zieht, die zu Diskriminierungen führen. Es gibt *einen* identitätsstiftenden Unterschied, der zu Bestimmung von Gemeinsamkeiten, aber nicht in die Gleichmacherei führt.

Für Christen beginnt alles mit der Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf. Es ist der größtmöglich denkbare Unterschied. Denn man kann von Schöpfer und Geschöpf keine Gemeinsamkeit aussagen, die nicht von einer je größeren Verschiedenheit überboten und relativiert wird.¹⁰ Aber zugleich begründet der Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen Gott und Mensch die Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Geschöpfe. Es ist die größtmöglich denkbare Gemeinsamkeit, die von Menschen ausgesagt werden kann. Zwischen allen Menschen kann keine Verschiedenheit ausgesagt werden, die nicht umgriffen wird von einer je größeren Gemeinsamkeit.

Für diese je größere Gemeinsamkeit steht die Rede von der Gottebenbildlichkeit eines jeden Menschen (Gen 1,27), die durch nichts überboten oder relativiert werden kann. Für diese je größere Gemeinsamkeit steht auch die Rede vom universalen Heilswillen Gottes (vgl. 1 Tim 2,4). Dass jeder Mensch Adressat einer unüberbietbaren Zuwendung Gottes ist, kann durch nichts gesteigert oder gemindert werden. Was für die Zuwendung Gottes zum Menschen gilt, ist auch über das Verhältnis des Menschen zu Gott zu sagen. Es gibt keine intensivere oder bessere Beziehung zu Gott neben oder au-

¹⁰ Vgl. die Lehraussage des IV. Laterankonzils (1215): Zwischen Schöpfer und Geschöpf lässt sich keine noch so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen nicht eine noch größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“

ßerhalb der Beziehung zum Mitmenschen (vgl. 1 Joh 4,20). Die Geschichte Jesu von Nazareth liefert dazu das passende Lehrstück.

Wenn wir also eine Antwort geben sollen auf die Frage, was entscheidend christlich ist und worin die Identität des Christlichen besteht, können wir sagen: Womit das Christentum steht und fällt, ist die Unterscheidung zwischen Gott und Welt, zwischen Schöpfer und Geschöpf. Womit das Christentum steht und fällt, ist die Wahrnehmung einer unüberbietbaren Gemeinsamkeit aller Menschen, die aus dem Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf hervorgeht. Die geschöpfliche Ebenbürtigkeit aller Menschen begründet Gleichheit, Wert und Würde jeder menschlichen Person. Womit das Christentum steht und fällt, ist die Orientierung an Person und Botschaft Jesu, welche besagt: Es gibt keine größere Offenheit für Gott als die Offenheit für den Mitmenschen.

Diese Sätze hören sich an wie der übliche Theologenjargon. Aber sie haben es in sich. In ihnen steckt eine Partitur des Christseins und des Kircheseins. Eine Partitur will nicht bloß gelesen werden, sie will aufgeführt werden. Wer die Partitur des Christentums aufführt, wird verhaltensauffällig. Christen haben zu bezeugen, dass jeder Unterschied zwischen Menschen umgriffen ist von einer je größeren Gemeinsamkeit. Christen profilieren sich mit der Herausstellung dieses allen Menschen Gemeinsamen! Auf diese Weise setzen sie in dieser Zeit auch ein Zeichen des wohltuenden Andersseins.¹¹ Denn wer tut das sonst noch? Es ist diese Orientierung an alle Menschen Verbindenden, welches das entscheidend Christliche im sozialen und politischen Kontext ausmacht. Diese Orientierung hat Folgen: von der Flüchtlings- und Asylproblematik bis hin zum Thema „Inklusion in der Schule“. Und in der Genderfrage möge sich die Kirche an eine Aussage erinnern, die sich auf dem II. Vatikanischen Konzil selbst ins Stammbuch geschrieben hat (LG nr. 32): „Es ist also in Christus und in der Kirche keine Ungleichheit aufgrund von Rasse und Volkszugehörigkeit, sozialer Stellung oder Geschlecht; denn »es gilt nicht mehr Jude und Grieche, nicht Sklave und Freier, nicht Mann und Frau; denn alle seid ihr einer in Christus Jesus« (Gal 3,28 griech.; vgl. Kol 3,11).“

¹¹ Vgl. hierzu auch *H.-J. Höhn*, *Praxis des Evangeliums – Partituren des Glaubens. Wege theologischer Erkenntnis*, Würzburg 2015.

Die Orientierung an dem, was alle Menschen verbindet, macht die soziale und politische Initiativen von Christen unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur partikulare Eigeninteressen vertreten oder sich der Lobbyarbeit hingeben. Erst wenn sich die Kirche von diesen Handlungsmustern unterscheidet, ist sie „katholisch“. Erst dann geht sie aufs Ganze, hat alle und alles im Blick. In diesem Sinne ist das Katholische kein Bestimmungsmerkmal einer konfessionellen Identität, sondern ursprüngliches und unveränderliches Kennzeichen des genuin Christlichen. Aufs Ganze gehen, heißt aber nicht: das Extreme pflegen, das Grenzwertige als zentral behaupten oder zur Norm machen.

Häufig werden für eine Neubestimmung des Verhältnisses von Kirche und Gesellschaft neutestamentliche Metaphern herangezogen, die offensichtlich auf die Betonung eines unaufhebbaren Unterschiedes hinauslaufen und dessen Stilisierung fordern. Das neutestamentliche Bildwort vom „Licht der Welt“ (Mt 5,13-16) zählt dazu. Wer es beim Wort nimmt, dem geht allerdings etwas ganz Anderes auf. Hier wird deutlich, dass die Identität des Christseins nicht im „Für-sich-sein“ besteht, sondern erst im „Bezogen-sein-auf-die Anderen“ verwirklicht wird: Wer direkt in eine Lichtquelle schaut, wird entweder geblendet oder muss die Augen zukneifen – und sieht nichts! Erst wenn man eine Lichtquelle dazu nutzt, etwas auszuleuchten oder anzustrahlen, erfüllt sie einen wohltuenden Zweck. Ansonsten bleibt sie ein folgenloser Selbstzweck. Wenn Christen etwas ausstrahlen, dann rücken sie ihre Umwelt in ein anderes, besseres Licht. Sie machen das Beste an den anderen sichtbar – nicht an sich selbst! Es geht um die Kultivierung einer Beziehung des Zugewandtseins, nicht um die Stilisierung eines Verschiedenseins.

Ähnlich verhält es mit der Metapher „Salz der Erde“. Salz ist kein Lebensmittel, das man um seiner selbst willen genießt. „Es ist nicht selbst Speise, sondern man fügt es den Speisen hinzu. ... Wollte hingegen jemand auf den Gedanken kommen, Salz als Selbstzweck und also selber als Speise auszugeben, so würde die Reaktion derer, die darauf hereinfallen, alsbald jeden überzeugen, daß Salz als Speise genossen ungenießbar ist: man würde spucken“ (E. Jünger). Salz macht das, was nicht selbst Salz ist, haltbar und verstärkt seinen Eigengeschmack.

Allerdings gibt es auch in der Kirche Strategien, die das Anderssein der Christen anders verstehen. Sie verlangen nicht Solidarität mit allen – auch mit jenen, die nicht Christen sind – sondern bestehen auf Unterschieden und wollen dafür deutlich, unübersehbare Zeichen setzen: Christen müssen sich auszeichnen durch selbstbewusste Ungleichförmigkeit. Nicht die „Inkulturation“ in die säkulare Welt ist angezeigt, sondern die Markierung einer Differenz zu dieser Welt. Schließlich rührt der Appell, sich der Welt nicht anzugleichen (vgl. Röm 12,2; Jak 4,4) an ein Grundthema der gesamten Christentumsgeschichte. In der Tat ist Skepsis angebracht gegenüber einer Kirchlichkeit, die auf Konformität mit der Gesellschaft angelegt ist, also auf Opportunitätsdenken beruht. Wer Salz der Erde sein will, darf sich nicht scheuen, Salz in die Wunden dieser Zeit zu streuen. Man muss eine Wunde doch zuerst desinfizieren, ehe man ein Pflaster drüber klebt....! Deswegen soll die Kirche zunächst einmal auf Distanz gehen. Erst aus dem nötigen Abstand erkennt man, was in dieser Gesellschaft im Argen liegt. Ihr Auftrag besteht nicht darin, in dieser Welt das Religiöse mit dem Säkularen gleichzustellen. Daraus resultiert am Ende nur die Verweltlichung des Religiösen. Wer dies verhindern und das Katholische verteidigen will, muss darum für „neue“ Grenzziehungen zwischen dem Religiösen und dem Säkularen eintreten. Um einer Selbstsäkularisierung der Kirche zu entgehen, soll die Kirche ihr Handeln und ihr Erscheinungsbild also doch dem kategorischen Imperativ „Macht Unterschiede!“ unterstellen!?

Dabei kommt es darauf an, dass eine Asymmetrie sowohl im Außenverhältnis als auch im Innenverhältnis der Kirche herausgestellt wird. Gegenüber der säkularen Welt soll die Andersheit, Unangepasstheit, Ungleichförmigkeit der Kirche unterstrichen werden. Im Innenverhältnis soll sie anziehend für Menschen sein, die doppelt unangepasst sein wollen: gegenüber der säkularen Welt und gegenüber Kirchenmitgliedern, die sich dem Säkularen zu sehr geöffnet haben. Zur Rechtfertigung beruft man sich auf das wiederholt vorgetragene Entweltlichungsplädoyer des emeritierten Papstes Benedikt XVI.¹² Gehör findet aber auch der Ratschlag prominenter Soziologen, die der Kirche empfehlen, in eine Welt, die sich als Ideal die „totale Symmetrisierung von allen auf die Fahne

¹² Zur kritischen Rezeption dieses Plädoyers siehe *H.-J. Höhn*, *Verweltlicht? Kirche in der modernen Gesellschaft*, in: *Theologisch-praktische Quartalschrift* 160 (2012) 227-232; *J. Erbacher* (Hg.), *Entweltlichung der Kirche?*, Freiburg/Basel/Wien 2012.

geschrieben hat, eine „Idee des Asymmetrischen“ (A. Nassehi) hineinzubringen. Einher geht damit die Pflege von „Alleinstellungsmerkmalen“ und die Konzentration auf den „Markenkern“ der katholischen Kirche. Im Stile einer „McKinsey-Theologie“ listet man auf: rituelle Lebensbegleitung, spirituelle Sinnstiftung und sakramentale Heilsvermittlung – und natürlich der Zölibat der Priester als das die „Welt“ am meisten provozierende Zeichen ihrer Asymmetrie.

Aber ist diese Umsetzung der Unterscheidung von sakraler und säkularer Sphäre der rechte Weg, um nach außen unmissverständlich zu zeigen, wofür die Kirche steht? Wird auf diese Weise die Identität der Kirche gesichert? Klar ist, dass es hierbei zunächst um die Bestärkung einer Identität „nach innen“ geht. Sie soll gefestigt werden durch die Markierung einer Differenz nach außen. Eine „McKinsey-Theologie“ sieht darin eine erfolgsversprechende Strategie, um sich gegenüber Konkurrenten auf dem Markt der Weltanschauungen und Sinnanbieter mit einem klaren Profil abzuheben. Vielleicht versucht man auf diese Weise sogar eine Tugend aus der Not zu machen, die mit dem Ende der „Volkskirche“ kommen wird. Dass dieses Ende naht und die Kirche zu einer sozialen Randgröße machen wird, ist statistisch voraussagbar. Worin Identität und Relevanz der dann verbleibenden „Restkirche“ bestehen, weckt erhebliche Besorgnis. Vorsorglich konzentriert man sich auf das „Eigentliche“ des Kircheseins, das nicht Gegenstand von Statistiken sein kann. Auf das missionarische und liturgische Zeugnis der Kirche kann sich die „Entweltlichung“ doch eigentlich nur positiv auswirken. Denn es wird deutlicher, klarer, entschiedener und vor allem kompromisslos ausfallen, wenn sie zur Welt auf Distanz geht!?

Es ist aber keineswegs ausgemacht, dass ein solches Manöver am Ende die Kirche nicht viel eher kompromittieren wird. Wer nicht kompromittiert werden will, muss von allem die Hände lassen. Wer mit sauberen Händen dastehen will, darf nichts anfassen. Saubere Hände sind dann aber immer leere Hände...! Kompromittieren immer nur die Kompromisse? Kann nicht auch Kompromisslosigkeit kompromittierend sein?

Problematischer als der Rückgang ihres äußeren Bestandes ist die drohende innere Verkümmern der Kirche. Dass sie kleiner wird, muss man beklagen – dass sie dabei kleinlich, selbstbezogen und „exklusiv“ wird, ist das größere Übel. Eine Kirche, welche

zur Welt auf Abstand geht, steht in der Versuchung, sich in einen dogmatischen Rigorismus und liturgischen Ästhetizismus zu flüchten. Auf diesem Weg hofft man vielleicht, den gegenüber dem Säkularen verlorenen Glanz im Sakralen wiederzufinden. Politisch, sozial und kulturell ist ein solches Kirchentum aber belanglos. Es ähnelt einer Thermoskanne aus Edelstahl. Ihre glatt polierte Außenseite lädt zwar dazu ein, sich darin zu spiegeln. Wer sich aber als „Außenstehender“ auf diese Weise ein Bild von sich und seiner Welt machen will, blickt in ein Zerrbild.

Weder Distanz noch Anpassung, sondern die Resonanzfähigkeit der Kirche für eine sich dramatisch verändernde Welt ist angezeigt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. ... Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“ (GS nr. 1). Die Kirche ist das Zeichen der Nähe Gottes in der *Welt* für die Welt. Eine Kirche, die in der Welt nur auf sich selbst verweist, kann kein Zeichen für die Zuwendung Gottes zur Welt sein. Aber ebenso trifft zu: Ihr Dasein *für* die Welt verpflichtet nicht davon, *Kirche* zu sein. Eine Kirche, die *in* der Welt nicht mehr Kirche sein will, kann als solche auch nicht mehr *für* die Welt da sein.

Wenn aber nicht Anpassung *an* die Welt verlangt wird, dann braucht man auch nicht zu befürchten, dass die Weltzugewandtheit der Kirche ihre Identität entstellen könnte. Weithin hat sich zwar die Maxime durchgesetzt: Nur durch die Markierung von Differenzen lassen sich Originalität und Unverwechselbarkeit gegenüber der Welt sichern. Aber kann die Kirche mit dieser Strategie auf evangeliumsgemäße Weise in dieser Welt ihre Identität sichern? Sollte sie versuchen, ihre Mitglieder durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen besser dastehen zu lassen? Sie würde dann ein Identitätsmuster anwenden, das „identitäre“ Bewegungen verwenden. Ich halte dagegen: Sie ist erst dann „katholisch“, wenn sie das entscheidend Christliche als dasjenige identifiziert, das alle Menschen verbindet, eint und sie einander gleich macht. Daran sollte sie Maß nehmen, wenn sie nach Maßstäben sucht für ihr Engagement *als Kirche in der Welt für die Welt*.

Noch einmal: Wer nur auf die Bestimmung von Unterschieden aus ist, kopiert eine Strategie, die von allen Unternehmensberatern zur Profilschärfung empfohlen. Und wer das nachmacht, was alle anderen vormachen, ist ein Imitat, kein Original. Am Ende ist dann das Imitat vom Original nicht mehr zu unterscheiden. Wer in diesem Fall ein Imitat als Original verkaufen will, macht sich lächerlich. Die Komikertruppe „Monty Python“ hat im Jahr 1979 eine Persiflage auf Jesusfilme im Hollywoodformat ins Kino gebracht. Erzählt wird die Geschichte des naiv-unauffälligen und bisweilen verzweifelt-überforderten Brian, der zur selben Zeit wie Jesus v. Nazareth geboren wird und durch allerlei Missverständnisse und Verwechslungen gegen seinen Willen in die Rolle des Messias gedrängt wird. Als seine Anhänger partout nicht von ihm als Anführer ablassen wollen, wendet er sich an dieses „Gefolge“ und macht ihm klar: „You don’t need to follow me! You don’t need to follow anybody! You’ve got to think for yourselves. You’re all individuals.“ Die Menge antwortet ihm: „Yes, we’re all individuals.“ Brian legt noch einmal nach: „You’re all different.“ Die Menge erwidert: „Yes, we’re all different!“

Das unterschiedslose Unterscheiden von Individuen hebt ihre Individualität auf – und das unterschiedslose Markieren von Unterschieden ebenfalls. Aber auf Dauer ist es zudem nicht mehr sonderlich originell, allezeit, allerseits und allerorten zu hören: „We are all different!“ Es handelt sich hierbei um das Kollektiv der Differenzimitate und Originalitätsnachahmer. Von imitierten Originalen und nachgeahmten Unterscheidungen gibt es auch in unserer Gesellschaft genug. Was sie zu verkaufen haben, sind Second-hand-Identitäten. Dabei handelt es sich noch nicht einmal um sonderlich originelle Imitate. Hier bleibt an die Adresse der Kirche nur der händeringende Appell zu richten: Bitte nicht nachmachen!